

Wolfgang Huber
Predigt im Reformationsgottesdienst
am 31. Oktober 2010 in der Salvatorkirche in Duisburg

Liebe Gemeinde!

Am 31. Oktober feiert die evangelische Christenheit den Beginn der Reformation. Auch im fernen Chile wurde dieser Feiertag vor einigen Jahren mit staatlicher Anerkennung ausgestattet. Hierzulande wird der Reformationstag an manchen Orten sogar ökumenisch begangen. Auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017 ist das ein gutes Zeichen. Denn die Neuentdeckung der christlichen Freiheit, die in Gottes Gnade gründet, war ein ökumenisches Ereignis. Dieses Ereignis bleibt für die ganze Christenheit wichtig. Deshalb feiern wir den Reformationstag. Ob es sich dabei nur um einen kirchlichen oder auch um einen staatlich geschützten Feiertag handelt, schert uns in diesem Jahr nicht. Denn der 31. Oktober fällt auf einen Sonntag; das kommt zum Glück immer wieder vor.

Am 31. Oktober 1517 wurde keine neue Kirche gegründet. Sondern Martin Luther unternahm einen Vorstoß zur Erneuerung der einen Kirche. Seinen kirchlichen Oberen und der Öffentlichkeit übergab er 95 Thesen zu Buße und Ablass. Doch der Anstoß dazu, das Verständnis des christlichen Glaubens aus den biblischen Quellen zu erneuern, lag tiefer. Dieser Anstoß reichte über die Auseinandersetzungen zur Ablasspraxis weit hinaus. Genau betrachtet, begann die Reformation nicht mit einer öffentlichen Intervention. Luthers spektakuläre Veröffentlichungen bildeten nur

die Außenseite eines Prozesses, der sich einem inneren Beweggrund verdankt. Die Reformation beginnt mit einer Einsicht fern von aller Öffentlichkeit. Es ist ein Ereignis, von dem wir weder Ort noch Datum ganz genau wissen.

Doch eines ist sicher: Die reformatorische Wende entstand aus der Beschäftigung mit der Bibel. Sie hatte im Kern mit einem einzigen Ausdruck im Römerbrief des Paulus zu tun – nämlich der „Gerechtigkeit Gottes“. In den Aussagen des Paulus entdeckte Luther die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Es handelt sich um eine Gerechtigkeit, durch die Gott selbst den Menschen gerecht macht. Nicht durch unsere Taten werden wir gerecht. Unser Ansehen begründet sich nicht in unserer Leistung. Gott sei Dank nicht. Mit einer Lebensweisheit des Kabarettisten Dieter Hildebrandt formuliert: "Statt zu klagen, dass wir nicht alles haben, was wir wollen, sollten wir lieber dankbar sein, dass wir nicht alles bekommen, was wir verdienen."

Heute hören wir auf den Abschnitt bei Paulus, an dessen Rand Luther vermerkte, hier handle es sich um das Hauptstück der biblischen Botschaft überhaupt:

Nun aber ist ohne Zutun des Gesetzes die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, offenbart, bezeugt durch das Gesetz und die Propheten. Ich rede aber von der Gerechtigkeit vor Gott, die da kommt durch den Glauben an Jesus Christus zu allen, die glauben. Denn es ist hier kein Unterschied: sie sind allesamt Sünder und ermangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist. Den hat Gott für den Glauben hingestellt als Sühne in seinem Blut zum Erweis seiner

Gerechtigkeit, indem er die Sünden vergibt, die früher begangen wurden in der Zeit seiner Geduld, um nun in dieser Zeit seine Gerechtigkeit zu erweisen, dass er selbst gerecht ist und gerecht macht den, der da ist aus dem Glauben an Jesus. Wo bleibt nun das Rühmen? Es ist ausgeschlossen. Durch welches Gesetz? Durch das Gesetz der Werke? Nein, sondern durch das Gesetz des Glaubens. So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.

(Römer 3, 21-28)

II.

Wichtig, sperrig, ja unnahbar tritt uns dieser Abschnitt entgegen. Schwergewichtige Worte reihen sich aneinander: Gesetz und Gerechtigkeit, Sünde und Erlösung, Blut und Glaube. Und dann der Schluss: *So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.* Viele haben in diesen Worten Trost und Halt gefunden. Doch viele haben sich an ihnen auch die Zähne ausgebissen. Manche haben sich auch abgewandt und gesagt: Das ist mir zu groß und zu schwer.

Dabei wurde eine leichtere, scheinbar ganz schwerelose Aussage häufig überhört, die in diesem großen Abschnitt wie beiläufig fällt. *Es ist hier kein Unterschied.* So heißt sie. Hier in Duisburg findet eine solche Aussage schneller ein Echo. Sie ist heute für uns der leichtere Einstieg.

Es ist hier kein Unterschied. Das ist der Geist, aus dem hier in Duisburg vor vierhundert Jahren der Übergang zu einer synodalen Kirchenverfassung angebahnt wurde. Nicht nur in Duisburg, sondern

in der rheinischen Kirche insgesamt ist ein ganzes Jahr der Erinnerung an dieses Ereignis gewidmet. „Wir sind so frei“ – das ist ein gutes Motto für solches Erinnern. Es lenkt die Aufmerksamkeit auf die Frage, wie denn die Ordnung einer Kirche aussieht, wenn wirklich alle frei sind. Wir alle sind nur dann frei, wenn unsere Gleichheit vor Gott wichtiger ist als die Unterschiede des Standes oder der Herkunft, des Berufs oder der Rolle in der Kirche.

Vor Gott sind alle Menschen gleich – diese Einsicht kann nicht ohne Folgen für die Ordnung der Kirche bleiben. Damit hat man sich schon vor vierhundert Jahren hier in Duisburg beschäftigt. Wenn alle an der Freiheit der Kinder Gottes Anteil haben, dann kann die Leitung der Kirche nicht allein in den Händen Einzelner liegen – auch nicht nur, wie man allmählich immer deutlicher erkannte, in den Händen von Geistlichen. Der Auftrag, den Gottesdienst zu leiten, Gottes Wort auszulegen und die Sakramente darzureichen, begründet keinen Sonderstatus in der Kirche. Deshalb gibt es keine „heilige Herrschaft“, also keine Hierarchie. Denn im Wortsinn bedeutet „Hierarchie“ gar nichts anderes als „heilige Herrschaft“; mit der Frage flacher oder weniger flacher Organisationsformen dagegen hat das Wort „Hierarchie“ ursprünglich gar nichts zu tun. Auch nicht damit, wer in einer Fußballmannschaft die Richtung angibt. Ich muss immer wieder lachen, wenn in der Sportschau oder im Aktuellen Sportstudio über die Hierarchie beim MSV Duisburg oder bei Borussia Dortmund philosophiert wird. „Heilige Herrschaft“ auf dem Fußballplatz? In den Kirchen der Reformation jedenfalls gibt es keine „Hierarchie“.

Es ist hier kein Unterschied und Wir sind so frei: Beides gehört in einer Kirche der Reformation zusammen. Deshalb sind die

evangelischen Kirchen im Rheinland und in Westfalen in der Ausgestaltung von Presbyterien und Synoden anderen kirchlichen Regionen mit gutem Beispiel vorangegangen; und sie stacheln uns alle immer wieder dazu an, in der aktiven Beteiligung möglichst vieler an der Leitung der Kirche eine große Chance zu erkennen und diese Chance zu nutzen. Mit gutem Recht haben Sie die vielgestaltige Mitverantwortung für Zeugnis und Dienst der Kirche in diesem Jubiläumsjahr hier in der Salvatorkirche durch eine Predigtreihe mit ungewohnten Predigern unterstrichen. Eindrucksvoll war zu erleben, was beispielsweise ein Journalist oder ein Manager zur Auslegung des Evangeliums für unsere Zeit beitragen kann.

Es ist hier kein Unterschied und Wir sind so frei: Darin liegt eine ungeheure Herausforderung für die Kirche, sich nicht im eigenen Stallgeruch behaglich einzurichten und die Welt um sich herum zu vergessen. Denn die gleiche Freiheit der Kinder Gottes gilt für alle; sie muss hinausgetragen werden in unsere Gesellschaft. Für Christen liegt darin der Kern jeder Integrationsdebatte. Die gleiche Freiheit der Kinder Gottes hat Folgen für das Zusammenleben zwischen Eingesessenen und Zugewanderten, zwischen Menschen mit Beruf und ohne Beschäftigung, zwischen Jung und Alt. Indem wir die gleiche Freiheit in diesen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen zur Geltung bringen, stehen wir für die Aktualität des christlichen Menschenbilds ein – mehr als durch schöne Worte.

Es ist hier kein Unterschied. Diese Einsicht hat nicht nur die Gestalt der reformatorischen Kirchen und ihr gesellschaftliches Wirken geprägt; sondern sie hat sich auch auf die politische

Ordnung ausgewirkt. Auf dem verschlungenen Weg zur modernen Demokratie hat sich auch die Einsicht niedergeschlagen, dass von Freiheit nur dann die Rede sein kann, wenn damit die gleiche Freiheit aller gemeint ist. Unterschiede sind begründungspflichtig; sie müssen im Blick auf die Freiheit einen guten und erkennbaren Sinn haben. Die Verantwortung der Regierenden gehört mit der Verantwortung der Regierten zusammen. Deshalb ist es einer Demokratie unwürdig, wenn neuerdings wie selbstverständlich von einer „politischen Klasse“ geredet wird – so als ob es auch eine „unpolitische Klasse“ gäbe. Aber es ist natürlich erst recht unwürdig, wenn die einen oder die anderen sich so verhalten, als gäbe es solche Klassen: die da oben, im Höhenrausch, und die anderen, auf der Couch der Zuschauerdemokratie. Dass es diesen Unterschied nicht gibt, ist der entscheidende Prüfstein für eine lebendige Demokratie. Das gilt in Duisburg genauso wie in Stuttgart oder Berlin.

III.

Es ist hier kein Unterschied. Hier in Duisburg hat sich die Wahrheit dieses Satzes in den letzten Monaten noch auf ganz andere Weise in die Seelen gebrannt. In den einundzwanzig Todesopfern der Love Parade ist nicht nur dieser Stadt, sondern unserem ganzen Land der große Gleichmacher Tod gegenüber getreten. Jeder, der bei dieser Katastrophe vor drei Monaten dabei war, musste sich fragen: Warum wurden sie zu Opfern, warum wurde ich verschont? In vielen bohrt die tiefe Verletzung durch das, was damals geschah. Angehörige fragen ratlos, warum ihnen dieser Verlust widerfuhr.

Teilnehmer fragen, warum sie verschont wurden. Verletzte leiden noch jetzt unter den Folgen dieses großen Unglücks.

Es ist hier kein Unterschied. Keiner von uns trägt nur für das eigene Leben Verantwortung. Wir alle sind auch unseres Bruders Hüter. Wir alle fragen uns, ob wir der Verantwortung für das Leben unseres Nächsten gerecht werden. Klarheit über die Fehler und Irrtümer am 24. Juli 2010 wie davor und danach ist wichtig. Doch wir können die Verantwortung für das Leben unserer Mitmenschen nicht einfach auf andere abladen. Jeder von uns muss lernen, dass wir füreinander Verantwortung tragen. Wir sind dazu berufen, einander beizustehen, wo immer wir können.

IV.

Es ist hier kein Unterschied. Auf diese Aussage haben wir uns in den bisherigen Überlegungen manchen Reim gemacht. Doch wir haben noch nicht darauf geachtet, was Paulus selbst zur Erläuterung hinzufügt! *Es ist hier kein Unterschied* – so sagt er und fährt fort: – *sie sind allesamt Sünder und ermangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist.*

Die Gleichheit, die uns Menschen miteinander verbindet, wird noch radikaler gedacht, als wir bisher vermutet haben. Es geht nicht nur um eine Ordnung, in der jedem die gleiche Freiheit zuerkannt wird. Es geht auch nicht nur um die Konfrontation mit dem großen Gleichmacher Tod, der uns alle in Mithaftung nimmt. Es geht um die Gleichheit im Angesicht Gottes, vor dem sich keiner von uns verstecken kann. Vor ihm kann sich keiner der eigenen Taten

rühmen. Wir alle sind auf seine Gnade angewiesen. Auf diese Gnade können wir vertrauen, weil sie einen Ort und einen Namen hat. Das Kreuz ist der Ort, an dem sich Gottes versöhnende Gnade zeigt. Jesus – so heißt der Name, in dem sie uns begegnet.

Was kann ich tun, um Gott gnädig zu stimmen? So fragen die Menschen, auch wenn sie vielleicht nicht Gott, sondern das Schicksal als die Macht ansehen, auf deren Gnade sie hoffen. Ein „gnädiges Geschick“ nehmen sie dann dafür in Anspruch, dass sie noch einmal davongekommen sind. Eine Mischung von Leistung und Glück sehen sie am Werk, wenn sie auf der Leiter des Erfolgs Sprosse für Sprosse hinaufsteigen. Doch wenn es um das Ganze unseres Lebens geht, können wir durch unsere Leistung dem Glück unseres Lebens nichts hinzufügen. Es bleibt genauso Geschenk wie unser Leben selbst. Aber wir können unserem Glück im Wege stehen durch die eigensüchtigen Entscheidungen, die wir treffen, durch die verkehrten Maßstäbe, an denen wir uns ausrichten, durch die falschen Freunde, von denen wir uns beraten lassen. Aus solchen Irrwegen befreit uns nur Gottes Gnade. Dann geht es nicht darum, wie wir Gott gnädig stimmen, sondern wie Gott sich uns in seiner Gnade zeigt: am Kreuz, dem Ort größter Einsamkeit, in Jesus, der bis aufs Blut für Gottes Gnade einsteht.

Immer wieder hat man dieses größte Geheimnis des christlichen Glaubens verdunkelt – auch in der christlichen Verkündigung selbst. Die Sühne durch den Kreuzestod Jesu hat man so gedeutet, als setze Jesus sein Leben dafür ein, Gottes Zorn zu besänftigen und ihn gnädig zu stimmen. Doch wer so denkt, trennt Jesus von Gott selbst, macht ihn zum Bittsteller gegenüber Gott, statt in ihm den Boten der Gnade Gottes zu erkennen. Doch

nur wenn wir in ihm den Boten des versöhnenden Gottes sehen, können auch wir zu Botschaftern der Versöhnung werden.

Als solche Botschafter nimmt Gott uns in Anspruch. Er schickt uns in die Stadt Duisburg, damit aus dem Erschrecken der letzten drei Monate eine neue Verantwortung für das Leben entsteht. Er schickt uns in unsere Kirchen, damit wir Gottes freie Gnade nicht für uns selbst behalten, sondern sie mit allen Menschen teilen. Wir können uns auf den Weg machen, weil wir auf Gottes Gnade vertrauen, im Leben wie im Sterben.

Von dem Münchner Theaterkönig August Everding wird erzählt, wie er, auf den Tod krank, den damaligen Kardinal Ratzinger fragte: "Auf was für einen Gott hoffen Sie nach dem Lebensende?" Da habe der Kardinal geantwortet: "Auf einen gerechten." Doch Everding fügte hinzu: "Ich hoffe auf einen gnädigen, barmherzigen Gott". Auf ihn braucht man nicht erst im Sterben zu hoffen; auch für das Leben ist das die richtige Hoffnung. Wem der barmherzige Gott begegnet ist, der sieht auch, wie viel Barmherzigkeit unsere Welt braucht. Da gibt es jeden Tag genug zu tun. Amen.